

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	31 (1927-1928)
Heft:	11
Artikel:	Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor:	Hintermann, H.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-665916

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

Von der ursprünglichen Sprache der Caras ist nichts übrig geblieben als zehn Ortsnamen. Allein ein genaues Studium derselben zeigt doch, daß sie verwandt sein mußte mit der Sprache der Barbacoas, die im Küstengebiet im Nordwesten von Quito heimisch waren. Und da nun die Sprache der Barbacoas wiederum der Sprachfamilie der Chibchas in Kolumbien angehörte, so ergibt sich aus diesem Umstand ein bedeutungsvoller Zusammenhang zwischen diesen ecuadorianischen und dem bekannten kolumbianischen Kulturfreis.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas standen die Caras bereits völlig unter dem Einfluß der von Peru hergekommenen Inkas. Auf dem Panecillo, einem Hügel im Süden von Quito, erhob sich der große Sonnentempel der Caras. Dieser war vierseitig und bestand aus sorgfältig behauenen Steinen. Er besaß ein pyramidenförmiges Dach und eine genau nach Osten gerichtete Türe. Das Innere war sehr einfach gehalten und wies als einzigen Schmuck ein aus getriebenem Golde bestehendes Bild der Sonne auf, das am Morgen jeweilen von den ersten Strahlen des vergötterten Gestirns beschienen wurde. Vor dem Tempel, zu beiden Seiten des Einganges, erhoben sich zwei Säulen, die zur Beobachtung der Tag- und Nachtgleichen dienten. Des ferneren bezeichneten zwölf weitere Säulen, die in der Nähe standen, durch ihre Schatten den Beginn jedes neuen Monates. Die Opfer, die die Caras der Sonne darbrachten, bestanden vor allem in Weihrauch, in Früchten und in Tieren. Auf einem entgegengesetzten Hügel, im Norden der Stadt, erhob sich der Tempel der Mondgöttin. Im Gegensatz zum Sonnentempel war dieser kreisrund und mit Fenstern von gleicher Form versehen. Im Zentrum des Heiligtums stand ein Bild des Mondes aus getriebenem Silber. Hinter demselben war ein Stück blauen Stoffes aufgespannt, das den Himmel darstellte und mit silbernen Sternen besät war. Der erste Tag jedes Monates war der Mondgöttin geweiht und wurde mit Opfern, Tanz und Musik gefeiert. Bei der Bedeutung, die der Alkohol im Leben der Hochlandindianer einnahm, war es gegeben, daß sich an jedes derartige Fest auch ein großes Trinkgelage anschloß.

(Fortsetzung.)

Über den Ursprung des Sonnenkultus bei den Caras wissen wir leider nichts genaues. Doch ist es wahrscheinlich, daß derselbe von den Inkas übernommen wurde. Immerhin steht fest, daß die Sprache der Caras, soweit man das wenigstens beurteilen kann, indirekt mit dem Idiom der Chibchas in Kolumbien zusammenhing. Damit wäre, wenigstens angedeutungsweise, eine nicht unwesentliche Beziehung zu diesem mittleren der drei großen südamerikanischen Kulturzentren gegeben. Bei den Chibchas nun fand sich ebenfalls ein hochentwickelter Sonnenkultus, der aber im Gegensatz zu der verfeinerten und humanen Staatsreligion der Inkas stets in Verbindung mit schrecklichen Menschenopfern stand. Die gewöhnlichste Form dieser Feier bei den Chibchas war die, daß man den zum Opfer Ausersehnen auf eine Berghöhe führte, die frühzeitig von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen wurde. Die Tötung erfolgte in dem Augenblicke, wo sich das Gestirn über den Horizont erhob. Mit dem noch warmen Blute des Opfers wurde ein Felsstück bestrichen, so daß sich die Sonne gleichsam von dem Blute des Opfers nähren sollte. Einer andern besonders grausamen Form der Opferung bei den Chibchas lagen ähnliche Vorstellungen zu Grunde. Dabei wurde das Opfer in dem Orte selbst an der Spitze mastenhänslicher Pfähle befestigt und unter Pfeilschüssen und Speerwürfen langsam zu Tode gemartert, während die Priester das herabtropfende Blut auffingen und den Götzenvögeln in den Tempeln darbrachten.

Bei dem Sonnenkultus der Caras nun finden sich keine Anzeichen von Menschenopfern, obwohl ihnen solche in der Vor-Inkazeit keineswegs fremd geblieben waren. Infolgedessen ist es wahrscheinlicher, daß sie diesen Kultus ursprünglich nicht besaßen, sondern ihn von dem peruanischen Erzherervolke übernommen hatten. Wie eng die Caras übrigens mit den Inkas verbunden waren, zeigt am besten die Geschichte der letzten Inkakönige.

„Unter Huahna Capac, der 1475—1525 lebte, hatte das Inkareich seine größte Macht- höhe erreicht. Die Regierung dieses Fürsten ist vor allem gekennzeichnet durch sein Bestreben, das Land der Caras endgültig seinem Reiche

einzuverleiben und dessen Grenzen immer weiter nach Norden auszudehnen. Aus diesem Grunde und weil ihm das mildere Klima des heutigen Ecuador besser zusagte, hielt er sich einen Großteil seines Lebens im Norden auf. In Tumbabamba ließ er Paläste, Tempel und Gärten von solcher Pracht aufführen, daß der Ort in dieser Hinsicht mit der Inka-Hauptstadt Cuzco wetteifern konnte. Und als Krönung seiner Eroberung des Reiches der Caras erhob er Paccha, die einzige Tochter des letzten Cara-Königs, zu seiner Gemahlin. Nun hatte aber Huayna Capac schon zu Lebzeiten seines Vaters nach den Gesetzen des Reiches seine älteste Schwester zur rechtmäßigen Gattin erwählt, und da diese Ehe kinderlos geblieben war, hatte er später zwei weitere Frauen aus dem Inkageschlechte, eine jüngere Schwester und eine Base geheiratet, mit der Bestimmung, daß diejenige in die Rechte der Coya, d. h. eigentlichen Gattin, eintreten solle, die ihm einen Sohn schenken würde. Diese Bestimmung erfüllte zuerst seine Schwester, indem sie ihm den Thronerben Huascar gebar. Aber während Huayna Capac im fernen Quito weilte, wurde ihm seine neue Gemahlin Paccha aus dem Cara-Volke besonders teuer, namentlich als auch sie ihm einen Sohn, Atahualpa, schenkte, der sich schon als Kind durch seinen lebhaften Geist auszeichnete. In seinem Testament bestimmte der Vater, im Widerspruch mit den strengen Gesetzen der Inka, daß nach seinem Tode das Reich unter beide Söhne geteilt werden sollte. Demzufolge erbte Huascar, der rechtmäßige Thronfolger, das Reich Cuzco, d. h. Peru, während Atahualpa Herrscher von Quito wurde. Mit dieser Lösung, die einen Bruch mit allem Herkommen bedeutete, war natürlich die einblütige Inkakaste in Cuzco durchaus nicht einverstanden. In ihren Augen war die letzwillige Verfügung Huayna Capacs null und nichtig. Und als Huascar nach seiner Mündigkeit die Regierung in Cuzco selbst übernahm, stellte er, um die legitimistische Stimmung im Norden zu prüfen, an seinen Stiefbruder Atahualpa das Begehren, die Frauen und Schätze des verstorbenen Herrschers, die in Quito geblieben waren, auszuliefern. Im Verlauf der Verhandlungen erklärte sich Atahualpa bereit, zwecks gütlicher Abgrenzung der Machtbereiche persönlich nach Cuzco zu kommen. Er erschien denn auch dort, aber mit einem großen kriegerprobten Heere. In dem entstehenden Kampfe

wurde Huascar getötet und das siegreiche Heer Atahualpas zog in Cuzco ein. Unter einem Vorwande wurde alles, was Infablut in sich trug, in die Hauptstadt berufen und dort von den Feldherren Atahualpas verhaftet und getötet.

So ist die Verbindung mit den Caras dem Inkastate selber zum Verhängnis geworden. Atahualpa freilich erfreute sich seines Sieges nicht lange. Im Jahre 1533 wurde er vor seinem Heere durch den Spanier Pizarro gefangen genommen und nach Expressum eines ungeheuren Lösegeldes hingerichtet. Auf diese Weise endete mit dem Reich des Sonnengottes auch das der Caras.

Aehren wir nun nach diesen kurzen geschichtlichen Abschweifungen zur Betrachtung der Urbevölkerung Ecuadors zurück. Im Süden der Caras, zuerst von diesen, dann von den Inkas unterworfen, lebten eine Anzahl wenig kriegerischer Stämme, die eine gemeinsame Sprache besaßen und die man in Ermangelung eines bekannten Namens nach dem wichtigsten Ort dieses Gebietes nach Ribet als Latacungas bezeichnet.

In noch höherem Maße als die Caras hatten die Latacungas zur Zeit der Entdeckung bereits die Sitten und Gebräuche der Inkas angenommen, und von ihren ursprünglichen Lebensgewohnheiten ist nur wenig bekannt. Ihre Häuser bestanden nicht aus Lehm, sondern aus Stein, doch waren auch sie nur mit Stroh bedeckt. Wie bei den Pastos und den Caras herrschte auch bei ihnen die Sitte des Kokauens. Die Häuptlinge wurden auf dem Felde draußen begraben, wobei man der Leiche die schönsten Kleider anzog. Neben den Toten legte man seine Schmuckstücke, seine Waffen sowie eine Unmenge Lebensmittel. Des ferneren wurden mit ihm auch mehrere seiner Frauen begraben. Die Verwandten beweinten den Toten lange, und diejenigen seiner Frauen, die nicht geopfert worden waren, sowie seine Diener rasierten sich den Kopf zum Zeichen der Trauer. Die Priester der Latacungas waren hochangesehen und lebten sehr tugendhaft, dagegen versammelte sich das gewöhnliche Volk häufig zu Festen und großen Trinkgelagen, in deren Verlauf die schlimmsten Exzeesse sogar zwischen nächsten Verwandten begangen wurden. Während dieser Feste führten Männer und Frauen Tänze auf, wobei Lieder gesungen wurden, die die Taten des Stammes verherrlichten.

Bei den Latacungas finden wir auch als einzigm Stamm Ecuadors die Sage von dem weißen Mann, die in ähnlicher Ausgestaltung bei den Azteken vorhanden war und den Spaniern bekanntlich die Eroberung Mexikos nicht unweentlich erleichterte. So verehrten die Latacunga-Indianer der Ebene von Gallo einen Stein, auf dem der geheimnisvolle Weise einen Abdruck seines nackten Fußes hinterlassen hatte. Dieser Stein wurde nicht nur verehrt, sondern auch ständig mit Blumen geschmückt. In ähnlicher Weise fand sich auch in der Nähe des heutigen Ambato ein Fels, der acht Abdrücke eines menschlichen Fußes aufwies, die mit dem geheimnisvollen Weißen in Zusammenhang gebracht wurden.

Bedeutend kriegerischer und unternehmungslustiger als die Latacungas waren ihre südlichen Nachbarn, die im Gebiet der heutigen Chimborazo-Provinz wohnenden Puruhaes. Diese sind insofern besonders interessant, als sie trotz frühzeitiger Unterwerfung durch die Inkas imstande waren, eine ganze Reihe von Sitten und Gebräuchen in ihrer ursprünglichen Form zu erhalten, ja sogar sie auf das Oberervolk zu übertragen. Die Puruhaes zerfielen in eine ganze Reihe von Unterstämme, an deren Spitze jeweilen ein Häuptling stand. Beim Fehlen eines Leibeserben ging die Gewalt an den Sohn der Schwester über. Die verschiedenen Unterstämme anerkannten einen gemeinsamen Herrscher, der seine Residenz in Viribamba d. h. im heutigen Riobamba hatte. Die Kleider der Puruhaes bestanden aus Wolle, seltener aus Baumwolle. Grundlage der gesamten Ernährung bildeten der Mais und die Kartoffel. Männer und Frauen trugen lange Haare, die in viele feine Zöpfe geflochten wurden. Wie bei den Latacungas bestanden die Häuser aus Stein und wurden wie dort mit Stroh gedeckt. Die Puruhaes verstanden die Verarbeitung der Agavenfasern und zogen daraus, wie dies bei den Bewohnern des Beckens von Riobamba noch heute der Fall ist, ihre Haupteinnahmen. Eine gewisse Übereinstimmung mit den Caras finden wir in der Tatsache, daß bei den Puruhaes für die Häuptlinge ebenfalls Vielweiberei bestand, und daß sie ursprünglich gleich jenen die hohen schnebedeckten Berge verehrten. Chimborazo und Tunguragua, die beiden erhabenen Gebirgsstöcke der Gegend von Riobamba, waren ihre Hauptgottheiten, die übrigens noch heute von

den Indianern dieses Gebietes als solche betrachtet werden. Der Chimborazo war die männliche, der Tunguragua mit seinem geöffneten Krater dagegen die weibliche Gottheit. Die Puruhaes waren auch fest davon überzeugt, daß sich die beiden Berge unter gewissen Umständen zum ehelichen Verkehre vereinigten. Sie selbst betrachteten sich als Söhne des Chimborazo und besaßen in der Nähe der Schneegrenze einen Tempel, zu dem die ganze Bevölkerung der Umgebung wallfahrtete. Als Opfer wurden dem Chimborazo Lamas und Jungfrauen dargebracht. Die letzteren gehörten stets den angesehensten Familien des Stammes an.

Merkwürdigerweise nahmen auch die Inkas diesen Kultus an. Wenigstens setzten sie auf dem Paramo, d. h. der Hochfläche, eine große Zahl Lamas aus, die dem Chimborazo geweiht waren. Die Indianer der Gegend schützten diese Tiere, da sie der Überzeugung waren, daß ihnen zur Strafe die Ernten erfrieren würden, wenn sie Hand an dieselben legten. Außer dem Tempel am Chimborazo besaßen die Puruhaes noch einen solchen in der Hauptstadt Qiribamba selbst. Zwar verehrten sie darin, offenbar unter dem Einfluß der Inkas Bilder der Sonne und des Mondes, aber Hauptgegenstand des Kultus war ein Götenbild aus gebranntem Ton, das den Gott des Krieges und der Rache darstellte. Es hatte die Form einer Vase in Menschengestalt, wobei der Mund die obere Öffnung des Gefäßes bildete. Diesem Göten opferte man die Kriegsgefangenen, deren Blut man in die Öffnung und über das Gesicht des Idoles goß. Ähnlich wie bei den Latacungas feierten auch die Puruhaes öfters Feste mit großem Trinkgelage, die stets mit den gleichen Ausschweifungen wie dort verbunden waren.

Besonderes Interesse beansprucht die Brautwerbung bei den Puruhaes, weil sie sich in analoger Form noch heute bei den Yumbo-Indianern am oberen Napo findet. Der Jungling, der heiraten wollte, begab sich bei anbrechender Dunkelheit vor das Haus seiner Angebeteten, wobei er Holz für das Feuer, Stroh für das Nachtlager und selbstverständlich auch Chicha, d. h. Maisbier, mit sich führte. Diese Dinge legte er vor dem Hause nieder und wartete, bis auf sein Rufen die Eltern der zukünftigen herauskamen. In der demütigsten Weise brachte er sein Anliegen vor, indem er darauf hinwies, daß er alles Nötige für das

Nachtlager mitgebracht habe. Er versprach, seine Gattin später gut zu behandeln und seine Felder stets ordnungsgemäß zu bestellen. War die Bitte genehm, so nahmen die Eltern ihre Tochter bei der Hand und übergaben sie ihrem Zukünftigen. Dabei verlangte die Sitte, daß das Mädchen sich sträuben und den Eltern unter Tränen vorwerfen mußte, daß man sie vor die Türe werfe. Waren die Eltern nicht einverstanden, so wiesen sie die Geschenke zurück und der Abgewiesene erhielt statt der erhofften Braut eine gehörige Tracht Prügel.

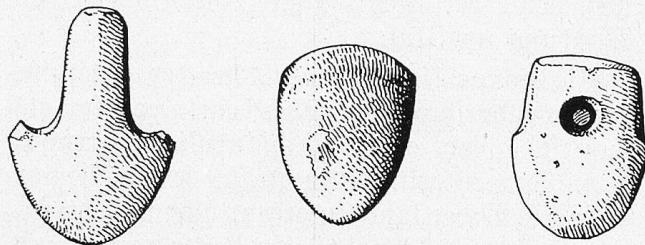
Nach der Hochzeitsnacht sowie nach der ersten Geburt mußte die junge Frau sich die Haare schneiden. Die Kinder erhielten erst vom fünften oder sechsten Jahre an einen Namen. Bei dieser Gelegenheit führte man sie von Haus zu Haus und in jedem wurde ihnen ein Wusch Haare abgeschnitten, bis sie völlig geschoren waren. Alle Personen, die an dieser Handlung teilgenommen hatten, mußten dem Kinde ein Geschenk geben. Dieser Brauch blieb noch lange nach Einführung des Christentums erhalten, so daß die Eingeborenen damals immer zwei Namen besaßen: einen christlichen, den man ihnen bei der Geburt bezw. der Taufe beilegte, und den heidnischen, den sie ums fünfte oder sechste Jahr herum erhielten. Fragte man eine Frau nach dem Namen ihres Mannes, so nannte sie immer den christlichen, da man der Auffassung war, daß die Nennung des andern Unglück bringe. Geschah es doch einmal, daß der heidnische Name genannt wurde, so erhielt die Frau von ihrem erzürnten Gatten eine Tracht Prügel. Nach dem Tode des Mannes rannten seine Frauen zunächst an alle Orte hin, wo der Verstorbene sich gewöhnlich aufgehalten hatte. Mit flagender Stimme riefen sie sich gemeinsame eheliche Erlebnisse in Erinnerung und erst nachdem dies geschehen war, benachrichtigten sie die Verwandten und schnitten sich zum Zeichen der Trauer die Haare ab. Aus dem gleichen Grunde wurde auch das Gesicht schwarz gefärbt. Häufig begrub man, wie bei den Bastos und den Yumbos, den Toten im Hause selbst. Gewöhnlich aber fand die Beerdigung auf dem Felde draußen statt. In diesem Falle trug man die Leiche nicht zur Türe hinaus, sondern entfernte sie durch ein extra hergestelltes Loch auf der entgegengesetzten Seite. Das Haus selbst wurde bei dieser Art der Beerdigung für immer verlassen. Die Witwe, bezw. die Hauptfrau, folgte dem Toten

bedeckten Hauptes, einen Stab in der Hand und von zwei Verwandten gestützt. Das Grab bestand aus einer tiefen vierfüigen Grube. Neben den Toten legte man Kleider, Lebensmittel und selbstverständlich auch einen Topf mit der unvermeidlichen Chicha. Den Häuptling begrub man wie in Peru auf einem besonderen Stuhle, der sog. Tianga, sitzend, und regelmäßig wurden mit ihm auch einige seiner Frauen lebendig mitgegraben. Die Trauer dauerte sehr lange und endigte, wie dies in der Gegend noch heute der Fall ist, mit einer allgemeinen Waschung im Fluß.

Die Canaris, der zweitletzte der Stämme der ecuadorianischen Hochebene, werden als äußerst tapfer, aber wenig intelligent geschildert. Den eindringenden Inkas setzten sie nur geringen Widerstand entgegen, allein nachträglich erhoben sie sich gegen ihre Unterdrücker, und die Verluste, die sie den Inkas zufügten, müssen offenbar beträchtliche gewesen sein, denn der Inka-König war so erzürnt, daß er 8000 im Verlauf einer Schlacht gefangene Canaris ohne weiteres töten ließ. Ebenso ließ er auch die übrigen alten Leute des Volkes nach der Wiederunterwerfung niedermetzeln und schickte den Rest der Arbeitsfähigen in die Verbannung nach Cuzco.

Die religiösen Vorstellungen der Canaris waren sehr verschiedenartig. Neben dem Sonnen- und Mondkultus, der vermutlich peruanischen Ursprunges ist, finden wir bei ihnen eine Bergotterung allerlei unbelebter und belebter Naturkörper. Auf dem Gipfel des Berges Curitaqui, beim Eingang einer Höhle, opferten sie jedes Jahr vor der Ernte hundert kleine Kinder. Dieser Brauch erhielt sich noch lange Zeit nach der Eroberung; denn zwei Jahrhunderte nach der Ankunft der Spanier fanden Jäger vor der Grotte einen großen Stein, der als Altar diente und frische Blutspuren aufwies. Nicht weit davon entfernt stieß man auf eine Menge halbbegrabener Kinderleichen. Bei den Indianern der Gegend ist der Curitaqui noch heute bekannt unter dem bezeichnenden Namen „Supay-urcu“, d. h. Berg des Teufels. Allgemein verbreitet bei den Canaris war der Kultus des huaca-mayo, d. h. Arara-Papageies. Merkwürdigerweise stand dieser Kultus in Verbindung mit einer Sintflutlegende, aber im Gegensatz zu der Sintflutsage, die wir bei den Caras fanden, weist diese keinerlei Anklänge an die Bibel auf.

Ihr Inhalt ist folgender: Vor undenklichen Zeiten wurde das ganze Land von einer großen Sintflut heimgesucht, in der alle Menschen umfanden bis auf zwei Brüder, die sich auf den Berg Hua cayñan zu retten vermochten. Als die Wasser sich verließen, bauten sich die beiden eine Hütte und lebten äußerst färglich von Gras und Wurzeln, die sie in der Umgebung fanden. Aber eines Tages, als sie hungrig in ihre Behausung zurückkehrten, fanden sie darin Lebensmittel und Chicha in Überfluß. Dieses



Steinbeile aus Puerto de Napo (das mittlere von Marajo).

Wunder wiederholte sich etwa zehn bis zwölf Tage lang. Um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, gruben nun die beiden in einer finsteren Ecke der Hütte ein Loch in den Boden und einer von ihnen versteckte sich darin. Allein geblieben, sah er bald zwei huaca-mayos, d. h. Araras, hereinkommen, die sich in zwei hübsche Mädchen verwandelten, welche sogleich das Essen zu bereiten begannen. Als jedoch der junge Mann aus seinem Versteck heraustrat und die beiden Mädchen höflich anredete, entflohen sie sogleich, nachdem sie sich vorher wieder in Araras verwandelt hatten. Als der Bruder des Zurückgebliebenen heimkehrte, verspottete er diesen, und beide beschlossen künftig gemeinsam aufzupassen. Nach drei Tagen erschienen die Mädchen wieder. Die beiden Männer stürzten aus ihrem Versteck hervor, schlossen die Türe der Hütte, und bevor noch die überraschten Zeit hatten, sich in Araras zurück zu verwandeln, umarmten sie sie und suchten sie durch allerlei Zärtlichkeiten zu beruhigen. Die Mädchen erzählten hierauf, daß sie von dem Gotte Ticci-vira-cocha ausgesandt worden seien, um die beiden aus der Sintflut Geretteten vor dem Hungertode zu bewahren. Das Ende der Geschichte besteht darin, daß sich die beiden Brüder mit den Mädchen verheirateten, und von diesem doppelten Paare stammen die Canaris ab. Infolgedessen galt der Hua cayñan bei den Canaris als heiliger Berg und die Araras gehörten zu ihren Hauptgottheiten. An ihren

Festen schmückten sie sich mit Ararafedern und verehrten Götterbilder, die Huacamayos darstellten. Auch andere Tier-Kultus-Arten der Canaris wiesen in ähnlicher Weise totemistische Züge auf.

Von dem letzten der ecuadorianischen Stämme, den ganz im Süden wohnenden Paltas, ist uns leider nur sehr wenig bekannt. Von ihren Nachbarn unterschieden sie sich vor allem durch die künstliche Verunstaltung des Schädels, die bei ihnen allgemein verbreitet war. Von ihrer Sprache sind nur vier Worte erhalten geblieben, doch wissen wir aus spanischen Berichten, daß die Paltas die Sprache der auf der Ostseite der Kordillere, d. h. am oberen Pastazaflusse wohnenden Zivaro-Indianer ohne Schwierigkeit verstehen konnten. Mit diesen noch heute berüchtigten Zivaro-Indianern hatten die Paltas übrigens eine Menge Gebräuche und Charaktereigentümlichkeiten gemein. Wie diese waren sie zwar wenig intelligent, aber ein äußerst kriegerisches Volk, das nicht nur mit seinen Nachbarn, sondern auch unter sich in beständiger Fehde lebte. Und wie die Zivaros und die bereits im ersten Kapitel erwähnten Mantas, waren auch die Paltas berüchtigt als leidenschaftliche Kopfjäger. Bei den Zivaros nun werden die Köpfe der erschlagenen Feinde vom Rumpfe getrennt, durch ein besonderes Verfahren mumifiziert und ohne wesentliche Veränderung der Gesichtszüge derart verkleinert, daß der ganze Kopf schließlich nicht viel größer als ein Apfel ist. Man läßt zu diesem Zwecke das frisch vom Rumpfe getrennte Haupt zuerst einige Tage in der Totenkammer hängen, bis es genügend ausgetrocknet ist. Hierauf entfernt man das Gehirn durch das Hinterhauptloch, und nachdem die Haut durch Einführung heißer Steine gelöst worden ist, werden die Knochen selbst entfernt. Die Lippen formt man über einem Holzstück oder näht sie zusammen, worauf die Haut langsam einschrumpft und ausdörrt. Solche Köpfe, die man in Ecuador als „Tsantsas“ bezeichnet, findet man heute in jedem völkerkundlichen Museum. Und obwohl nun von den Spaniern keine genaueren Beschreibungen vorliegen, müssen wir annehmen, daß auch die Paltas ihre Trophäen in ähnlicher Weise präpariert haben. Aus allem nämlich, was wir über sie wissen, scheint hervorzugehen, daß sie nichts anderes als ein aus der Waldwildnis auf das Hochland gedrungener Stamm der Zivaros sind.

(Fortsetzung folgt.)